Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 14. Posen, den 2. April. 1882.

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

(Schluß.)

VII. Kapitel.

Es mochte gegen acht Uhr Morgens sein, als der Rath mit bleichem und verstörtem Gesicht das Wirthshaus „zum Bären" wieder betrat. Adolf, der sein Kommen bemerkt hatte, war ihm die Treppe hinab entgegengeeilt. Er blieb betroffen stehen, als er in das fahle und verfallene Gesicht des alten Herrn schaute, der bei seinem Anblick zusammenfahrend ihm zurief: „Um Gotteswillen, was ist geschehen? Er lebt doch noch?"

„Ja, er schläft, seit einer Stunde schon, ruhig und fest!"

Der Rath stieß einen tiefen Seufzer aus: „Gottlob!"

„In lichten Augenblicken", fuhr Adolf fort, „verlangte er Fräulein von Bugloff zu sprechen. Er klagt darüber, daß sie ihn verlassen hat, bis ich ihm versprach, nach der Dame zu senden. Ich habe Martin geschickt, verzeihen Sie! Das Fräulein hat sogleich ihr Kommen zugesagt, falls sie von Ihnen, Herr Rath, eine Aufforderung dazu erhalten sollte."

„Rufen Sie Martin; ich werde an die Dame schreiben", sagte der Stadtrath hastig und eilte die Treppe hinauf. Er trat vom Flur aus in die vom Morgenlicht erhellte, neben dem Krankenzimmer gelegene Kammer, rückte den Tisch an das Fenster, stützte das sorgenschwere, bleiche Haupt in die Hand und schrieb in düsterem Hinbrüten einige Zeilen. Er athmete tief. Dann aber raffte er sich auf und empfahl dem eingetretenen Martin mit ruhiger Stimme die schleunigste Besorgung des Schreibens. Darauf öffnete er leise die Thür nach dem Krankenzimmer und blickte lange und unverwandt nach dem ruhig Schlummernden hinüber.

Nach kaum einer Stunde erschien das Fräulein in Begleitung ihres Dieners. Man konnte ihrem sehr bleichen und nervös bewegten Gesichte ansehen, daß sie inzwischen wohl kaum ein Auge zugethan hatte. Sie trat an das Bett, und als sie den Kranken in scheinbar ruhigem Schlummer fand, ließ sie sich beruhigter auf dem danebenstehenden Sessel nieder. Adolf näherte sich ihr mit einer befangenen Verneigung und überbrachte die Bitte des Stadtraths, zu diesem in das Nebenzimmer treten zu wollen. Die kleine Dame stand auf, alles Blut schien aus ihrem Antlitze zu weichen, und ihr Herz klopfte bis an die Halskrause hinauf. Man sah, wie sich ihr ganzes Wesen energisch zusammenfaßte. Sie schritt auf die Thür des Nebenzimmers zu, diese öffnete sich von innen und schloß sich wieder hinter ihr. Jetzt standen sich die Beiden gegenüber, die so viele Jahre hindurch sich geflohen hatten.

Ein Blick sagte ihnen, was Jeder in diesen letzten Tagen gelitten habe. Schnell trat der alte Rath auf das Fräulein zu und erfaßte mit beiden Händen ihre Rechte. Unter seinen zusammengezogenen buschigen Brauen schauten seine dunkelgrauen Augen, die ihr als so kalt und herrschend in der Erinnerung standen, jetzt mild und fast bittend auf sie herab.

„Gott hat zwischen uns gerichtet, mein Fräulein", sagte er mit tiefem Ernst. „Ich komme von dem Grabe meines Bruders."

Mit diesen Worten wandte er sich und verhüllte seine Augen.

Das Fräulein sah ihn mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung an.

„So wissen Sie Alles?"

„Genug, um alles Vorgefallene zu verstehen."

Eine Pause trat ein.

„Nehmen Sie Platz", bat der alte Herr mit einer müden Handbewegung nach dem wenig einladenden Sopha zu und rückte sich selbst einen Schemel an den mit einer zerrissenen rothen Decke behangenen Tisch zurecht. Während sie sich niederließen, faßten sie sich gegenseitig fest in's Auge. Sie bemerkten Beide, daß sie in den fünfzehn Jahren, die zwischen jener heftigen Scene und heute lagen, alt und grau geworden waren.

Dieser Eindruck und die Erinnerungen an all das Große und Furchtbare, das sich in dieser Zwischenzeit in ihren und den Geschicken des Vaterlandes und der Stadt zugetragen hatte, stimmte sie ruhiger und milder, und der flüsternde Ton, den sie aus Rücksicht auf die Nähe des Kranken anschlugen, mäßigte den Ausdruck ihrer Empfindungen.

„Mein gnädiges Fräulein", sagte der Rath mit oft versagender Stimme, „ich habe Sie an das Lager meines Neffen gebeten, weil er nach Ihnen verlangte und Ihre Gegenwart ihn beruhigen wird. Ich selbst habe für mich ja nichts mehr zu hoffen. Ich kenne meines Pflegesohns Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß er mir gestorben ist, auch wenn ihn uns Gött am Leben erhält. Und doch, warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen, in seiner Zukunft vereinigten sich alle Gedanken und Wünsche meines Lebens. Das ist vorüber und ich werde mein einsames Alter als eine Rache des Schicksals ertragen müssen, für die Schuld, die meine lieblose Strenge an seinem Vater begangen hat.

Der Anblick des Mannes, der ihr die tiefste Kränkung im Leben zugefügt und sie für alle ihre Treue dem Gelächter der Menge preisgegeben hatte, erregte jetzt ihr inniges Mitleid. Reue und Gram hatten sein heftiges und hochfahrendes Wesen gebrochen.

„Nein", sagte sie bewegt, „die Liebe versöhnt Alles, noch lebt Ihnen Max und wird wieder genesen. Das Vergangene ist begraben, und ich trage nicht zum geringsten Theile die Schuld an der gegenwärtigen Gefahr. O Gott, warum ließ ich mir das so lange gewahrte Geheimniß von der Erregung eines Moments entreißen?"

„Mein Fräulein, wir sind nur Menschen! Nicht der Beste würde anders gehandelt haben als Sie! Sie, die zarte Hüterin dieses unglücklichen Grabes, die der Sohn eben dieses Todten bei ihrem Liebesdienste mit Zudringlichkeit verhöhnte. Ich, ich trage allein die Schuld von Allem, rief er plötzlich aus zerrissenem Innern heraus, „doch lassen Sie uns von dem Vergangenen schweigen. Nur Eines, mein Fräulein, sagen Sie mir: Warum erfuhr ich nichts von der Bestattung meines Bruders an dieser Stelle?"

Fräulein Bugloff sah zögernd und bittend den Alten an.

„Erlassen Sie mir die Antwort."

„Nein, reden Sie, ich kann es hören."

„Weil es der letzte Wille Ihres Bruders war."

„Ich ahnte es; sein letzter Wille. Er hatte keinen Bruder mehr. Fünf Jahre endlosen Jammers hatten ihn nicht wieder mir zuführen können." Er sprang auf und rang die Hände vor

der Stirn: „Mir, mir, der ihn hätte retten können, retten müssen in der Stunde seiner Noth.“

Eine lange Pause trat ein.

„Es ist heut von geringer Bedeutung“, fuhr der Stadtrath fort, der sich wieder niedergesetzt hatte, „ob Max schuldig oder unschuldig war.“

„Er war unschuldig“, sagte das Fräulein schonend mit tonloser Stimme.

„Was wissen Sie davon?“

„Der alte sterbende Kassendiener hat acht Jahre nach dem Vorkommniß, als er starb, das Geständniß jenes Diebstahls abgelegt, mit dem er seinen Schwager vor dem Bankerott hatte retten wollen. Das Bankhaus forderte nun vergebens den unglücklichen Flüchtling zur Rückkehr auf. Er lebte lange nicht mehr. Die „Mainzer Zeitung“ brachte diese Kunde, von der ich glaubte, daß sie auch Ihnen nicht unbekannt geblieben wäre.“

Der Stadtrath schüttelte verneinend mit dem Kopfe und ging bewegt im Zimmer auf und ab, während das Fräulein ergriffen vor sich niedersah.

In diesem Augenblicke trat der Arzt, dessen Kommen Beide im Gespräch überhört hatten, aus der Krankenstube in die Kammer. Ihre Blicke hingen an seinen Lippen.

„Er schläft ruhiger, der Puls ist besser. Wir müssen den Tag abwarten und dürfen nicht die Hoffnung aufgeben“, sagte er beruhigend und begrüßte das Fräulein mit dem warmen Händedruck eines Freundes. „Sie sind die Samariterin, die wir brauchen. Ich wollte eben“, wandte er sich zum Stadtrath, „eine weibliche Pflegerin von Ihnen erbitten.“

Das Fräulein erhob sich, um ihres Amtes zu walten und verließ mit einem wehmüthigen Gruße das Zimmer.

VIII. Kapitel.

Noch vier sorgenbange Tage waren vergangen. Am sechsten nach Ausbruch des Fiebers hatte dieses merklich nachgelassen. Charlotte, welche abwechselnd mit ihrer Freundin dem Kranken treue Hilfe geleistet, athmete auf. Adolf und Viktor hatten die Nächte bei dem Fiebernden gewacht und waren dabei zuweilen von Martin und Berthold, dem alten Diener des Fräuleins, abgelöst worden. Der Stadtrath hatte den Kranken mit allem Komfort umgeben, welcher unter diesen Verhältnissen zur Verwendung kommen konnte. Die Thür war mit Portièren verhangen und der Fußboden mit Teppichen belegt worden.

Unbemerkt von dem meist bewußtlosen Kranken hatte er in dem kleinen Nebenzimmer seinen ständigen Aufenthalt genommen, den er nur bei unaufschiebbaren Geschäften auf kurze Stunden verließ. Die Nothwendigkeit, dem Kranken fern und doch in seiner Nähe zu bleiben, erfüllte ihn mit einer nervösen Unruhe. Gepeinigt von der wachsenden Sorge, welche seinen Nächten den Schlummer raubte, verzehrte er sich in geheimer Qual. — — —

Um die elende Vorstadt-Schänke drängte sich jetzt die neugierige Theilnahme der vornehmsten Kreise der Stadt. Der junge Bredow war eine der hoffnungsvollsten und glänzendsten Erscheinungen der Gesellschaft. Boten kamen und gingen. Näherstehende Freunde zogen persönlich Erkundigungen von dem alten Martin ein. So sah der Wirth mit gaffender Verwunderung sein Haus zu einer unverdienten Berühmtheit gelangen.

Zwischen dem Kranken und seiner liebevollen Pflegerin hatte sich mehr und mehr ein inniges, geschwisterliches Verhältniß gebildet, das der alte Rath mit Rührung und Theilnahme beobachtete, wenn er hinter der Portière hervor den Verkehr der Beiden belauschte.

Ein freudiges Lächeln glitt über die Züge des Kranken, wenn Fräulein von Bugloff früh in das Zimmer trat oder er erwachend sie neben sich sitzen fand. Er spürte in der wohlthuenden, umsichtigen Pflege seiner Freundin etwas von der Sorge einer Mutter, und das Andenken an seinen Vater heiligte ihm ihr Wesen. Ueber das wächserne, zart erglühende Gesichtchen der kleinen Verwachsenen hatte sich ein eigener Liebreiz verbreitet, jene Schönheit der Güte, die aus einem innigen Gemüth hervorleuchtet. Max empfand zum erstenmale den Zauber einer selbstlosen Liebe. Ihr milder Geist lenkte seine Gedanken und beruhigte sein Gemüth, und ihr selbst war es beglückend, all die helfende Treue, die seinem Vater zu bezeugen ihr das Geschick verwehrt hatte, nun seinem Sohne widmen zu können. Diese wonnige Beruhigung athmete aus all ihrem Thun. Es waren ja die Augen ihres Jugendfreundes, die ihr hier so dankbar entgegenleuchteten, und stets war ihr, als könne sie diesem endlich eine stille Wohlthat erweisen.

Es war am Nachmittage des siebenten Tages, als der Arzt beruhigt von dem Lager des Kranken hinweggegangen und dann vom Flur aus leise in die Kammer seines Oheims getreten war.

Der Stadtrath war ihm entgegengeschritten.

„Wir können nur Gutes hoffen“, sagte zum ersten Male mit theilnehmendem Lächeln der Arzt, „wir haben, glaube ich, den Berg überstiegen.“

Der Rath drückte ihm bewegt die Hand und seine Augen umflorten sich auf einen Moment mit Thränen der Freude.

„Nun aber müssen Sie an sich selbst denken“, fuhr der Doktor fort, und seine Züge nahmen wieder den alten Ernst an. „Sie sind selbst krank, mein werther Stadtrath, und können das Schlimmste befürchten, wenn Sie sich nicht endlich schonen, wieder schlafen und kräftig speisen. Nur die Sorge hat Sie bis jetzt noch aufrecht erhalten.“

„O, nun ist Alles gut“, meinte der Rath, „sorgen Sie nicht um mich, aber glauben Sie, ich hätte diesen Schlag nicht überlebt.“

„In wenigen Tagen werden wir Max nach Ihrer Behausung bringen können.“

Des Oheims Auge verdunkelte sich.

„Dann übergebe ich Sie aber selbst Ihrem Hausarzt.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich der wackere Mann.

Max hatte in der Nebenstube sein lautes Sprechen vernommen, sein Geist nahm wieder aufmerksam an der Umgebung Theil.

„Wer wohnt hier nebenan?“ fragte er plötzlich erstaunt das Fräulein. Dieses zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte sie: „Halten Sie sich heut noch ruhig, Max, wir sprechen morgen davon.“

Der Genesende sah sie befremdet an. Ihre Antwort schien seine Vermuthung zu bestätigen.

„Nein, sagen Sie, wer ist in jenem Zimmer?“ fragte er bestimmt.

Die Art der Frage forderte eine Antwort.

„Werden Sie es auch ruhig aufnehmen, Max. O, thun Sie es mir zu Liebe! Wissen Sie denn, daß Ihr Oheim in Sorge und Angst um Sie alle diese Tage über das kleine Zimmer nicht verlassen hat? Und nun — darf er Sie heute sehen?“

Max warf einen scheuen, finsteren Blick nach der Thür.

„Nimmermehr!“ rief er und fuhr heftig empor.

„Ich habe keinen Oheim mehr, mag er sein Gold mit in sein Grab nehmen. Soll ich von dem Blutgeld zehren, das meinen Vater hätte erretten können? Nie wieder werde ich sein Haus betreten!“ rief er mit hochgerötheten Wangen und seine Augen sprühten herausfordernde Blicke nach der Thür zu.

Das Fräulein hielt ihm flehend und erschreckt die kleine Hand vor den Mund.

„Um Gotteswillen, was habe ich gethan!“ rief sie erbleichend.

In diesem Augenblicke hörte man einen schweren polternden Fall in der Nebenstube. Das Fräulein sprang erschreckt auf und eilte in die Kammer. Max hörte den unterdrückten Aufschrei des Fräuleins, dann heftiges Schellen, Männertritte, unruhiges Gemurmel, Getrampel und das Stöhnen eines Bettgestells. Er errieth das Vorgefallene. Sein Athem ging heiß aus der heftig arbeitenden Brust. Endlich kam Fräulein Charlotte zurück. Ihr Gesicht verrieth tödtliche Bestürzung. Schweigend nahm sie an der Seite des Kranken Platz, der sie forschend anschaute.

„O Gott! Ein Schlaganfall“, sagte sie, mit bebender Stimme nach Fassung ringend. „Aber Ruhe, um Gotteswillen nur Ruhe, noch kann ja Alles wieder gut werden.“

Max schwieg, aber sein Gesicht glühte und seine Pulse klopften heftig.

Nach einigen Stunden vernahm man in der Nebenstube die Stimmen Martin's und des Arztes. Als dieser das Zimmer

wieder verließ, wandten sich die großen Augen des Jünglings seiner blassen Freundin zu.

„Gehen Sie hinein, Lottchen, bitte, gehen Sie hinein. Ich möchte wissen, wie es mit dem Oheim steht.“

Das Fräulein streichelte seine Hand und begab sich in die Kammer. Ein gluckſendes Stöhnen tönte aus dieser hervor. Nach wenigen Minuten kam sie mit der frohen Meldung zurück, daß es besser gehe, nur die Sprache sei noch nicht völlig zurückgekehrt.

„O, das ist gut“, sagte Max tief aufathmend vor sich hin, und Charlotte legte dankbar und beruhigend ihre Hand auf seine Stirn. — —

Wieder zogen zwei schwüle Tage an den beiden Krankenbetten vorüber. Die kräftige Natur des Jünglings hatte den neuen Ansturm auf seine kaum wiedererlangte Genesung glücklich überwunden. Mit zunehmender Theilnahme erkundigte er sich nach dem Zustande seines Oheims, der sich fortschreitend besserte.

So spannen Mitleid und Theilnahme wieder die zerrissenen Fäden zwischen Beiden an.

Am dritten Tage durfte der Rath aufstehen und auf einem Sessel Platz nehmen.

Es war Abend geworden. Das Fräulein ging zu ihm hinein, um ihn zu beglückwünschen; Maxens Blicke folgten ihr. Beim Oeffnen der Thür fiel sein Blick auf die Gestalt des Oheims, der in zusammengebrochener Haltung und mit fahlem, eingefallenen Gesicht, aus dem die tiefen Augen scheu und müde hervorschauten, ihm auf einem Sessel gegenüber saß. Der Rath bemerkte den auf ihm ruhenden Blick seines Neffen und richtete sich ein wenig auf; das Alles war nur ein Augenblick, dann schloß sich die Thür wieder. Max erbebte unter dem Anblick, der ihm eben geworden war. Bald kehrte Charlotte zurück, ergriff seine Hand und sagte: „Ich bitte Sie nicht mehr; was ich meine, müssen Sie selbst verlangen.“

Der Jüngling verstand sie und nickte ihr zu. Der Anblick des Alten hatte den Trotz seines Hasses überwunden.

„Bitten Sie ihn zu mir, wenn er kommen kann“, sprach Max tonlos und ohne aufzusehen.

„Das ist schön“, sagte das Fräulein und ging wieder in die Kammer. Nicht lange, so trat der Oheim, auf ihren Arm gestützt, aus derselben hervor.

Die Augen der beiden Kranken begegneten sich ruhig. Mühsam bewegte sich der Alte bis zu dem Bett seines Neffen, an dem er sich niederließ.

Da ergriff Charlotte stumm die Hände Beider, legte sie ineinander und hielt sie sanft umfaßt.

Die Augen der Entfremdeten fanden sich wieder.

Der Druck ihrer Hände wurde wärmer und inniger. Sie sahen sich wieder ruhig und unbefangen an.

„So für immer“, sagte Charlotte, indem sie die Hände der Beiden fest ineinander legte und die stumm Versöhnten theilnahmsvoll anblickte. Max zog die Hand des Oheims auf sein Herz.

Da brach die lang verhaltene Bewegung des Alten stürmisch hervor. Schluchzend umklammerte er den wiedergefundenen Pflegesohn und drückte ihn freudig immer und immer wieder an sich.

Das Abendroth warf seine goldenen Lichter in das stille Zimmer und verklärte die rührende Scene wie mit einem Gruße des Jenseits. Die umflorten Blicke der beiden Wiedergefundenen richteten sich dankbar auf ihre Freundin, die in tiefer Bewegung an ihrer Seite stand.

Draußen am Waldrande aber rauschte der Abendwind durch die welken Kränze des einsamen Grabes, als gingen flüsternde, friedliche Stimmen darüber hin. — — —

Im Verlaufe einiger Wochen hatte Max Bredow seine alte Kraft und Gesundheit wiedergefunden.

Die beiden Häuser blieben fortan eng verbunden.

In den Abendstunden des folgenden Winters las Max dem Fräulein die Jugendtagebücher und Briefe seines Vaters vor, und die Augen des Fräuleins leuchteten dankbar auf, wo in den Aufzeichnungen auch ihrer freundschaftliche Erwähnung geschah.

Der alte Rath zog sich im nächsten Jahre schon von den Geschäften zurück. Der Wiederschein der Jugend verklärte sein Alter und ein Zug leuchtender Milde sein Wesen. In inniger Weise lebte er mit seinem Neffen bis an sein Ende, das in jäher Weise durch einen Herzschlag herbeigeführt wurde. Man fand ihn bei tief herabgebrannten Lichtern in der Sylvesternacht vor dem Schreibtisch in seinem Lehnstuhl entschlafen.

Er hinterließ seinem Pflegesohn ein ansehnliches Vermögen und der Stadt ein beträchtliches Wohlthätigkeits-Legat. Sein Grab, wie auch jenes einsame an der Heerstraße wurde an den jährlichen Erinnerungstagen in treuer Liebe von den Hinterbliebenen geschmückt.

Fräulein von Bugloff erlebte noch die Verbindung ihres Freundes mit einer Nichte, die Max Bredow in ihrem Hause kennen gelernt hatte. Es war die Tochter jenes Mannes, der einst seinem Vater in der Stunde der Noth Hilfe bringen wollte.

Ihr letzter Blick fiel auf die Züge ihres jugendlichen Freundes, der seine Braut innig umfangen hielt, und ihrer kleinen Getreuen, welche sie nur kurze Zeit überlebte.

Max Bredow wirkte als hochgeachteter Sachwalter bis zu dem Anfang der vierziger Jahre.

Das „Franzosengrab“ befindet sich noch heute wohlerhalten an der Landstraße, die von Leipzig nach Altenburg führt. Alljährlich am Allerseelentage findet man es des Morgens mit Blumen geschmückt, aber Niemand fragt mehr nach den Spendern derselben. Das Grab ist der Pflegling der ganzen Gegend geworden. Seine Geschichte ist längst vergessen, aber die Sage hat sinnige Ranken um seinen Rasen gesponnen. Vorübergehende, Kinder und Mäherinnen schmücken es, und der diese Erinnerung niederschrieb, legte heut in goldener Frühe selbst einen Strauß frischer Waldvergißmeinnichts auf den einsamen Hügel nieder.

Das Leuchtfeuer von Tillamook.

Das Leuchtfeuer-Departement der Vereinigten Staaten hat im Laufe des verflossenen Jahres einen der wichtigsten Leuchtthürme an der Küste des Pacific vollendet und dem Betriebe übergeben, den Leuchtthurm auf Tillamook Rock an der Küste von Oregon, etwa 18 Seemeilen südlich vom Columbia River, der, zugleich mit Dampf-Nebelhörnern versehen, von größter Bedeutung für alle nach Portland und Astoria bestimmten Schiffe ist. Die Küste ist felsig, die steilen, oft durch Nebel verhüllten Basaltklippen steigen 1500 Fuß hoch empor, während der Tillamook Rock eine Seemeile vom Lande entfernt sich wie ein schlafendes Thier aus der Meeresoberfläche erhebt, auf dessen Kopf, 90 Fuß über der See, der Leuchtthurm gebaut ist. Derselbe besitzt ein weißes Blinkfeuer erster Ordnung und ist in einem Zeitraum von 18 Monaten erbaut worden, trotzdem die Schwierigkeiten sehr beträchtliche waren. Der Felsen liegt quer ab von Tillamook Head, einem zerrissenen, steil abfallenden Vorgebirge, auf welchem man ursprünglich den Thurm zu bauen beabsichtigte, doch wurde dieser Plan später wieder aufgegeben und im Jahre 1878 beschlossen, das Feuer draußen auf der Klippe zu errichten. Es sollten dort nun zunächst Vermessungen vorgenommen werden, allein die See brach sich von allen Seiten so heftig über den Felsen und die Gefahr war für die sich nähernden Fahrzeuge des anhaltend stürmischen Wetters wegen so groß, daß es erst im Juni 1879 einem Zollkutter gelang, ein Surfboot an die Klippe zu bringen und mit größter Mühe zwei Mann auf derselben zu landen. Die Leute konnten aber nichts ausrichten, denn ehe das Boot festgemacht werden konnte, um die Apparate an's Land zu schaffen, begann die Fluth, die hier eine Höhe von 60 Fuß erreicht, zu steigen, und die beiden Männer mußten, da wiederum stürmisches Wetter in Aussicht stand, in's Meer springen und konnten nur mit großer Anstrengung gerettet werden. Drei Tage später wurde nochmals ein Mann an's Land gesetzt,

der in aller Eile die nöthigen Messungen vollzog, auf Grund derer der Bau ausgeführt worden ist.

Durch diese Messungen war festgestellt worden, daß durch Weghauen der Spitze des Felsens bis auf eine Höhe von 90 Fuß eine ebene Fläche von 3600 Quadratfuß hergestellt werden könne, die als Basis des Thurmes dienen sollte. Im Juli 1879 war dieser Plan gefaßt worden, aber erst im September konnte ein kompetenter Baumeister auf dem Felsen gelandet werden, um sein Gutachten über die Aufführbarkeit des Projektes abzugeben, und zwar war hierzu der bekannte englische Baumeister John Trewawas gewonnen, welcher auch beim Bau des Wolf Rock-Leuchtthurmes bei Land's End beschäftigt gewesen war. Mit Hilfe eines gut ausgerüsteten Surfbootes gelang es, ihn und einen Matrosen an der östlichen Seite der Klippe zu landen, doch glitt er von dem Felsen herunter, fiel in's Meer und ertrank trotz der Anstrengungen seines Gefährten, der ihm nachgesprungen war und selbst nur mit Mühe gerettet werden konnte. In Folge dieses Unglückes bildete sich allgemein ein Vorurtheil gegen den Bau und es verstrich ein ganzer Monat, ehe man weitere Landungsversuche unternahm. Am 12. Oktober fuhr der Dampfer „Corwin" mit einer Anzahl Arbeiter, die man längere Zeit isolirt gehalten hatte, damit sie durch die umlaufenden Gerüchte nicht vor der lebensgefährlichen Arbeit bange gemacht würden, nach dem Tillamook-Felsen ab, aber erst am 21. konnten vier Mann gelandet werden, worauf noch weitere fünf Tage vergingen, ehe man die übrigen auszuschiffen im Stande war.

Die Klippe hatte an der einen Seite eine Höhe von 115 Fuß und war von 16—40 Faden tiefem Wasser umgeben. An der Südseite ragte eine Spalte tief in den Felsen hinein, in welche die See so hoch hinauf lief, daß der Schaum der Wellen bis über den Gipfel spritzte. Die Oberfläche, über welcher sich zahlreiche kleine Basaltspitzen erhoben, war etwa hundert Quadratfuß groß und von ganzen Schaaren von Seelöwen belebt, die anfänglich entschiedenen Widerstand leisteten, ehe sie sich aus den Ritzen und Spalten des Felsens vertreiben ließen. Die Arbeiten begannen zunächst damit, daß man eine Verbindung mit dem auf 25 Faden Wasser vertäut liegenden Dampfer „Corwin" mittelst eines Kabels herstellte, welches 85 Fuß hoch über der Meeresoberfläche an einem Felszacken befestigt war und an dem nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Materialien herüberbefördert wurden. Die Landung war nichtsdestoweniger eine sehr beschwerliche und gefährliche, da die Trosse nie so straff gezogen werden konnte, daß der die Fahrt Unternehmende nicht von den Wellen erreicht wurde. Nach zwei Wochen angestrengtester Arbeit hatten die Leute wenigstens zum Aufenthalt auf dem platten Felsen Zelte aufgeschlagen, die vermittelst Ringbolzen festgehalten werden mußten, und nun erst konnte mit der Planirung der Oberfläche begonnen werden. Anfänglich schritt die Arbeit ziemlich rasch von Statten, weil der Fels oben von den Witterungseinflüssen verwittert war; als diese Schicht aber abgetragen war, stieß man auf harten Stein. Um von der Außenseite der Klippe nach dem Innern arbeiten zu können, mußten die Leute sich an Tauen über die steilen Abhänge hinablassen und dort Sprenglöcher bohren, jedoch konnte stets nur an der Leeseite gearbeitet werden, da man sich bei dem gewöhnlich starken Winde an der Luvseite nicht halten konnte.

Die Arbeit war unglaublich mühsam und gefährlich, trotzdem mußten die Leute den ganzen Winter über auf dem Felsen bleiben, weil der Dampfer demselben nicht nahe kommen konnte. Im Januar 1880 wüthete ein schrecklicher Tornado, der die Wellen bis hoch über die Klippe trieb und die Vorrathshäuser nebst ihrem Inhalt mit fortführte. Angsterfüllt wollten die Arbeiter sich aus ihren Hütten auf den Gipfel des Felsens flüchten, wurden jedoch glücklicherweise von dem Aufseher daran verhindert, da sie sonst ohne Zweifel von dem Orkan in die Brandung geschleudert worden sein würden. Um Mitte Mai war die Planirung nach siebenmonatlicher Arbeit vollendet, und es konnte mit dem Aufbau des Thurmes begonnen werden, zu dem das Material in Astoria vorbereitet wurde. Jeder Stein mußte mittelst des Kabels an das Land geschafft werden, indessen hatte man die Arbeit oft Tagelang des stürmischen Wetters wegen zu unterbrechen.

Das Hauptgebäude hat eine Länge von 48, eine Breite von 45 Fuß und enthält die Wohnräume für vier Wärter. Ueber demselben erhebt sich der $35^{1}/_{2}$ Fuß hohe steinerne Thurm, während die Nebelsirene in einem Nebengebäude an der Westseite untergebracht ist. Ueber den Raum ist mit geschickter Sparsamkeit verfügt worden, da die Oberfläche des Felsens nur 100 Fuß lang und 45 Fuß breit ist und auch noch Raum für eine Cisterne bleiben mußte, welche 13,000 Gallonen Regenwasser zur Speisung der Kessel der Nebelsirenen aufnehmen kann. Am 8. Juli 1880 wurde der Bau begonnen, im Januar 1881 war er vollendet und am 21. desselben Monats wurde das Feuer zum ersten Male angezündet. Die Nebelsirene ertönte am 11. Februar zuerst. Der Bau hat die Summe von 600,000 Doll. gekostet, von denen mehr als ein Viertel für den Transport aufgewandt worden sind. In nächster Zeit soll der Thurm telegraphische Verbindung mit dem Festlande erhalten, damit er auch als Signalstation für die gefährliche Barre des Columbiaflusses dienen und zugleich die Ankunft der für Portland und Astoria bestimmten Schiffe melden kann.

---

* **Ueber den Klettermechanismus der Fliegen** hielt vor Kurzem der Entomolog G. Dewitz in der „Gesellschaft naturforschender Freunde" einen sehr interessanten Vortrag, aus dem wir an der Hand der Wochenzeitschrift „Die Natur" Folgendes kurz mittheilen: Die Art, wie die Fliege an senkrechten, glatten Gegenständen (Glasscheiben 2c.) emporkriecht, erklärten die Naturforscher verschieden. Die meisten nahmen an, daß die lappenartig erweiterten Fußsohlen wie Saugnäpfe wirkten und so ein Haften des Insekts an der glatten Fläche hervorbrächten; wenige Andere widersprachen dem auf Grund verschiedener Untersuchungen, so namentlich der Engländer Blackwall, der die Fliegen auch unter der Glocke der Luftpumpe am Glase emporkriechen sah, wo also jedes auf dem Prinzip des Luftdruckes beruhende „Ansaugen" illusorisch gewesen wäre. Im Gegensatz hierzu nahm man ein Festhaften der Fußspitzen vermöge einer klebrigen, rasch erhärtenden Flüssigkeit an. Das Letzteres richtig ist, hat Dewitz mit dem Mikroskope durch folgendes sinnreiche Experiment gezeigt. Er klebte eine Fliege rückwärts mit den Flügeln auf einen Papierstreifen und befestigte sie dann unterhalb einer dünnen Glasplatte, indem er sie durch Korkstückchen zwischen Papierstreifen und Glas soweit von letzterem entfernt hielt, daß sie es gerade mit den frei gebliebenen Füßen erreichen konnte. Das Ganze legte er verkehrt unter das Mikroskop, so daß die Fliege die Bauchseite nach oben kehrt. Dann sah er deutlich: Auf den Fußlappen sitzen feine Härchen und jedes derselben sondert, wenn die Fliege den Fuß aufsetzt, einen glashellen Stoff ab, der den Fuß an der Fläche des Glases befestigt. Wird der Fuß wieder gehoben oder losgerissen, so sieht man die zurückgelassenen Tröpfchen des Klebstoffes auf der Glasplatte in derselben Anordnung, wie die Härchen der Fußlappen. Der Klebstoff wird jedenfalls aus Hautdrüsen abgesondert, welche man früher schon in den Fußlappen in zahlreicher Menge aufgefunden hat.

* **Amerikanischer „Schwung".** Eine Musterstelle von poetischer Imagination aus einem Roman eines amerikanischen Blaustrumpfs: Als sie den ersten Kuß erhielt, fühlte sie wie eine Schale voll Rosen, die in Honig und kölnischem Wasser schwimmen; es war ihr, als wenn etwas auf Demantfüßen durch ihre Nerven laufe, begleitet von mehreren kleinen Cupidos in Wagen, die von Engeln gezogen wurden, im Schatten von Jelängerjelieber und das Ganze überwölbt von geschmolzenen Regenbogen.

* **Eine drollige Geschichte von der chinesischen Gesandtschaft,** die in neuester Zeit von dem Sohne des Himmels an alle Mächte von Amerika und Europa, unter der Leitung von Chang, einem Cousin des Prinzen Kong, gesendet wurde, erzählt ein Newyorker Blatt. Der Kaiser von China soll nämlich diese Gesandtschaft, die im Ganzen zweiundzwanzig Mandarine zählte, der Obhut eines Engländers anvertraut haben, der seit langer Zeit in China lebte und mit allen Sprachen des modernen Europa vertraut ist. Als die Gesandtschaft in Washington ankam, wurde der erwähnte Engländer von dem schlauen Direktor der Chinesisch-englisch-französischen und amerikanischen Thee-Kompagnie durch das Versprechen eines liberalen Antheiles an dem Profit überredet, den Mandarinen in englischer Sprache die Worte beizubringen: „Der beste Thee ist der der Chinesisch-englisch-französisch-amerikanischen Thee-Kompagnie" mit dem Bemerken, daß dies so viel heiße, als: „Ich danke Ihnen demüthig für die Ehre, welche Sie mir erweisen." Ferner soll den Chinesen der Satz eingelernt worden sein: „Es ist der einzige Thee, der keine Schlaflosigkeit erzeugt", mit dem Bemerken, dies bedeute so viel als: „Mögen Sie noch tausend Jahre leben!" — Am folgenden Morgen präsentirte sich die Gesandtschaft vor dem Präsidenten Arthur, der eine kurze höfliche Ansprache an sie hielt. An deren Schluß antwortete der Mandarin Chang mit feierlichem Nachdruck: „Der beste Thee ist der der Chinesisch-englisch-französisch-amerikanischen Thee-Kompagnie", und alle die anderen Mandarinen berührten mit ihrer Stirne den Fußboden des Weißen Hauses und wiederholten im Chor diesen Satz. Nachdem Präsident Arthur überrascht einige Worte darüber geäußert, rief die gesammte Gesandtschaft: „Es ist der einzige Thee, der keine Schlaflosigkeit erzeugt." Der Erfolg dieser seltsamen Reklame soll gewesen sein, daß die Thee-Kompagnie im letzten Monat einen Gewinn von 200,000 Doll. unter ihre Aktionäre vertheilte. Wahrscheinlich ist die ganze Erzählung auch eine Reklame.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.